

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 86.

Berlin, Mittwoch den 19. Juli

1843.

Moldau und Wallachei.

Das Kloster Niamzo in der Moldau.

Nachdem die Römer Dacien den Barbaren überlassen hatten, nennt man um das Jahr 374 Heracl und Denguesit, die Söhne Dittila's, als Herren der Moldau; später Kuprat, Fürst der Anten, der 616 das Land seinem Sohne Anspul überließ. Nach der Verwüstung der Moldau durch die Petschegeru 1049 wurden 1075 die Kumanen Herren des Landes, und Kumanesti scheint die Hauptstadt von Klein-Kumanien gewesen zu seyn. Im zwölften Jahrhundert fingen die Genueser an, hier Handels-Niederlassungen anzulegen, z. B. Akerman (Czetae Alba), Kilia, Gallag, Bender (Tighina) und Potin, welche wie die Deutschen Hanse-Städte unter sich in Verbindung gestanden haben mögen. Berlad, unfern der alten Juzidawa, war auch ein bedeutender Handels-Ort, Kassa in der Krim war die Haupt-Factorei der Genueser, die auch Diechia an dem Ausflusse des Dnieper eroberten und von dort die Griechischen Waaren nach Kijow versandten.

Im 3ten Kreuzzuge bauten die Maltheser-Ritter 1249 das Kloster Niamzo; da sie von der Deutschen Junge waren, nannte man dieselben nach dem heiligen Hermanns oder die Deutsche Festung. Sie war das Bollwerk gegen die benachbarten Tataren, bis dieselben von Kasimir von Polen bei Lublin geschlagen wurden. Die Einwohner hatten sich meist nach Siebenbürgen flüchten müssen, und erst nachdem (seit 1143) von Geyfa II. dorthin Sächsische Kolonien geführt worden waren, kamen die alten Römer wieder in die Ebene der Moldau zurück, und 1350 stellte der Fürst derselben, Dragosof, die zerstörten Städte wieder her, so daß sie schon 1389 Bajazet I. Widerstand leisten konnten. Nach dem Tode Roman's I. kam Alexander 1401 zur Regierung, der Gute genannt; er ward Gesetzgeber seines Volkes, er baute das Kloster zu Sutschava, der alten Hauptstadt der Moldau, wohin er den Leichnam des heiligen Johann aus Trapezunt kommen ließ; er stiftete die Bluthümer zu Roman und Raduzi, er führte Bergbau ein und war im Stande, seinem Bundesgenossen Jagello ein Darlehen von 1000 Thaler zu machen, wofür ihm die Provinz Palutien verpfändet ward, worin die Städte Sviatin und Kolomea liegen; später ein Jan-Apfel zwischen beiden Völkern. Nachdem Alexander der Gute die Ringolla, die Schwester Jagello's, geheiratet hatte, zog ihm ein Corps Moldauer gegen die Deutschen Ritter zu Hülfe, wie Kromer im 19ten Buche seiner Polnischen Geschichte erzählt. Dagegen wurden die Moldauer als Bundes-Genossen des Kaisers Sigismund 1396 bei Nikopolis von den Türken geschlagen. Im Jahre 1423 stattete Johann Paläologus Alexander dem Guten einen Besuch in Sutschava ab, wobei er den Erzbischof der Moldau von dem zu Dohyrda unabhängig erklärte und dem von Eypert gleich stellte. Johann schiffte sich in Kilia nach Bosphorus ein. Von dort schickte der Kaiser an Alexander den Guten eine königliche Krone mit einer goldenen Kugel; dem Metropolitens ward ein wunderhätiges Bild übersandt, den heiligen Georg darstellend, welches sich noch in dem Kloster Niamzo befindet; außerdem erhielt er die Mitra als Patriarch; das Bild der heiligen Anna, welches die Fürstin erhielt, befindet sich in dem Kloster zu Bistritz, wo auch das Grab Alexander's des Guten ist.

Diese glückliche Zeit der Moldau dauerte nicht lange, das Griechische Kaiserreich konnte sich selbst nicht mehr halten, noch weniger aber die Fürsten der Moldau bei den ihnen ertheilten Königl. Insignien schützen. Die aristokratische Verfassung der Bojaren konnte dem Lande keinen Schutz gegen die Türken und Tataren gewähren, und nur einzelne Männer leuchteten noch hervor aus dem dunkeln Gemälde der Geschichte dieses Landes.

Bajazet II. versuchte die Unterjochung der Moldau und ward dabei von Blad, dem Hospodar der Wallachei, unterstützt. Er nahm 1484 Akerman und Kilia, indem der damalige Fürst der Moldau, Stephan der Große, von den Bojaren so schlecht unterstützt ward, daß er keinen Widerstand leisten konnte, sondern sich auf ihren Rath in die Wälder zurückziehen mußte, indem die Weiber und die Schätze in feste Klöster untergebracht wurden. Dies waren die damaligen Festungen. Helena, die Mutter Stephan's, ward mit dem Erzbischof der Moldau, Teoktist, in der feste Niamzo eingesperrt, während Bajazet den Streich aufwärts zog und dem ihm an dem Moldau-Flusse bei Resbopeny Widerstand leistenden Stephan am 26. Juli 1483 eine Niederlage beibrachte, so daß derselbe sein Heil in der Flucht suchte und mit Tages-Anbruch vor dem Thore von Niamzo anlangte, wo er Einlaß begehrte; — den verweigerte aber seine Mutter und befahl ihm, lieber zu sterben als zu weichen.*)

Dies ermannte ihn von neuem, er ging mit Verstärkung auf Bajazet los, erreichte ihn bei dem Walde Regrecht und schlug ihn, versperrte ihm sodann den Weg in dem Defilee von Basloni, und mit wenig Gefolge entkam Bajazet nach Adrianopel.

Das Thal von Resbopeny, wo die Moldauer ihre Niederlage erlitten, wird das weiße Thal, Vala alba, genannt, und noch steht ein Theil der alten feste Niamzo unfern des höchsten Berges der Moldau, der Pion oder Schaplony genannt.

Zaffi, 5. Juni 1843.

Dr. Reigebaur.

Nord-Amerika.

Wieder ein Buch über die Abstammung der Ureinwohner Amerika's.

Als die Europäer die neue Welt entdeckten, die von dem damals bekannten Festlande weit abgelegen und mit Einwohnern angefüllt war, deren Gestalt und Sitten von denen der übrigen Menschen bedeutend verschieden waren, erregte die Frage von ihrem Ursprunge natürlicher Weise die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Theorien und Meinungen gelehrter und geistreicher Männer, welche über diese Frage geschrieben haben, bilden eine große Bibliothek. Vom Nordpol bis an den Südpol giebt es kaum eine Nation, welcher nicht irgend ein Alterthumsforscher in seinen ausschweifenden Muthmaßungen die Ehre der Bevölkerung von Amerika zugeschrieben hätte. Die Juden, die Kanaiter, die Phönizier, die Karthager, die Griechen, die Scythen sollen vor Alters sich in dieser westlichen Welt niedergelassen haben. Die Chinesen, die Schweden, die Norweger, die Isländer, die Walliser, die Spanier sollen in späteren Jahrhunderten zu verschiedenen Zeiten und bei mancherlei Gelegenheiten Kolonien dahin gesendet haben. Die gegenseitigen Ansprüche aller dieser verschiedenen Völker werden von eifrigen Sachwaltern verfochten; und ungeachtet sie auf keinem besseren Grunde, als der zufälligen Aehnlichkeit einiger Gebräuche oder der angeblichen Verwandtschaft einiger wenigen Wörter in ihren verschiedenen Sprachen beruhen, so ist doch zur Behauptung dieser widersprechenden Systeme viele Gelehrsamkeit und noch mehr Eifer sehr fruchtlos verschwendet worden. Da also hierüber kein sicheres Resultat gewonnen werden kann, so sollte man glauben, daß man diese Frage auf sich beruhen lassen würde. Dessenungeachtet aber ist vor kurzem wieder ein Engländer, Namens George Jones, aufgetreten, der in einer Schrift *) eine neue Theorie über die Abstammung der Ureinwohner Amerika's aufzustellen meint. In diesem Buche ist aber nichts neu, als die Art und Weise, mit welcher der Verf. seine vermeintlich neue Theorie dem Publikum aufzubringen sucht. Er stellt nämlich in einer schwülstigen, bombastischen Sprache, die dem Oskanischen Style nachgeahmt ist, die Behauptung auf, daß die Ureinwohner des Amerikanischen Kontinents von den Israeliten und den Tyriern abstammten. Er erzählt uns auch, daß er seine sogenannte neue Theorie seiner königlichen Hoheit dem Herzog von Cambridge mitgetheilt und daß dieser ihn deshalb zu seiner Tafel eingeladen, daß eine sehr hohe Autorität ihm den Rath gegeben, sein Buch dem Erzbischof von Canterbury zu dediziren, und daß sein Verleger nach Empfang des Manuskripts einen sehr freundlichen Brief geschrieben habe. In dieser selbstgefälligen Eitelkeit übertreibt Herr George Jones den Römischen Dichter Jannius, der, aus Furcht, daß die Welt seine literarischen Verdienste vergessen möchte, seine Statue und seine Werke in der öffentlichen Bibliothek zu Rom aufstellen ließ **). Doch so wie dieser Poet's corner den Römischen George Jones nicht vor Vergessenheit geschützt hat, so wird auch die Oskanische Posaune den Ruhm des Englischen Jannius nicht bis in die Nachwelt blasen.

Des Herrn Jones Theorie von der Kolonisation Amerika's ist ganz dieselbe, wie sie schon von älteren Gelehrten aufgestellt worden ist; denn daß er die Tyrier hinzusetzt, kann kaum eine Verbesserung genannt werden, da die Phönizier und die Israeliten sehr verwandte Zweige des großen Semitischen Stammes sind, die fast dieselbe Sprache redeten. Um zu zeigen, daß die Amerikanischen Ureinwohner von einem Semitischen Volke abstammten, wäre es doch wohl nothwendig gewesen, Aehnlichkeiten in der Physiologie, Sprache und den sozialen Gebräuchen der Völker nachzuweisen. Von der Physiologie schweigt

*) The Original history of ancient America, founded upon the ruins of Antiquity; the Identity of the Aborigines with the people of Tyrus and Israel; and the Introduction of the Christianity by the Apostle St. Thomas. London, 1843. Longman et Comp.

**) Siehe Wieland's Erläuterungen zu Horazens Satiren I. 4. v. 21.

*) Siehe Description du premier tableau de l'histoire Moldave. Jassy 1843.

Herr Jones ganz; er lehnt bescheiden eine Rivalität mit Cubier und Blumenbach ab. Eben so zurückhaltend ist er auch in Bezug auf die Sprache. Jeder, der Ethnographie studirt hat, wird finden, daß, wie sehr auch die Wörter beständig wechseln, dennoch die grammatische Construction unzerstörbar bleibt; daß z. B. die Prinzipien der Declination, der Conjugation, der Präfixen und Suffixen wesentlich dieselben bleiben, obgleich die Wörter, an denen sie ihre Wirkung ausüben, verändert werden können, gerade so, wie man dieselbe Bauart an Gebäuden wahrnimmt, diese mögen nun von Holz, von Stein oder von Marmor gebaut seyn. Die Struktur der Semitischen Sprachen ist den meisten Gelehrten bekannt; und in keiner der Indianischen Sprachen Nord- und Süd-Amerika's hat man irgend eine Ähnlichkeit mit den Semitischen Sprachen gefunden. Von den sozialen Gebräuchen giebt Herr George Jones folgende Analogieen an: „Die Weiber der Semitischen und Amerikanischen Stämme halten sich nach dem Wochenbett auf einige Tage gesondert von der übrigen Familie.“ Wenn die willkürliche Zahl der Tage bei beiden dieselbe war, so ist dies zwar ein merkwürdiges Zusammentreffen; aber die einfache Thatsache der Absonderung ist sehr vielen Völkern gemein. Daß die Amerikanischen Völker eine Tradition von der Sintfluth haben, beweist nichts. Sie haben auch einen Kasten, den die Priester vor dem Volke versteckt halten, und Herr Jones glaubt, daß dies die Bundeslade sey. Sie haben Zauberbänder, welche sie gegen Krankheiten anwenden; diese hält Herr Jones für die jüdischen Phylakterien oder Tephillin, auf welchen die Gebete der Israeliten geschrieben sind und die auch, wie er behauptet, als Amulette betrachtet wurden. Endlich, sagt Herr Jones, haben sie die Sitte der Beschneidung, eine Thatsache, die jedoch auf unsicherer Autorität beruht und nichts beweist, da diese Sitte auch bei anderen Völkern gefunden wird, die mit den Israeliten in gar keiner Verbindung gestanden.

Was die Tyrische Abstammung der Amerikaner betrifft, so beweist Herr Jones, was aller Welt bekannt ist, daß es in Central-Amerika Trümmer von zerstörten Städten und Gebäuden giebt; doch da die Trümmer der Phönizischen Städte verschwunden sind, so unterläßt er es, Analogieen zwischen den schönen Künsten von Tyrus und Merito aufzusuchen; er spricht bloß von der Ähnlichkeit der Merikanischen und Aegyptischen Baukunst, indem er ohne Weiteres annimmt, daß die letztere mit der Tyrischen identisch wäre. Um zu beweisen, daß die Tyrier und die Merikaner Götzendiener gewesen wären, sagt er, daß der Tyrische Herkules der Apollo sey, und daß Apollo oder die Sonne der Hauptgegenstand der Merikanischen Idololatrie wäre. Als seine Gewährsmänner für diese Behauptung nennt er die zwei dramatischen Dichter, — Kogebue und Sheridan!

Herr Jones macht auch Anspruch auf kritische Gelehrsamkeit; es ist jedoch schade, daß er seinen Lesern nur ein Beispiel davon gegeben; dies ist aber auch ganz entscheidend. Er macht nämlich den Vorschlag, den Beinamen Latyrus, den einer der Ptolomäer führte, in La Tyrus zu verwandeln, und dies soll heißen „der Tyrier!“ O weiser Daniel, möchte es Dir doch gefallen, zu beweisen, in welcher alten Sprache „La“ als bestimmter Artikel gebraucht wird! Jeder Schulknabe weiß, daß Latyrus „eine Erbe“ bedeutet, und daß Ptolemäus wegen eines erbseartigen Auswuchses in seinem Gesichte diesen Namen erhielt.

Ostindien.

Natur- und Volksbilder aus Kalkutta.

I. Der Ganges.

(Schluß.)

Je mehr man sich der großen Stadt nähert, je bewohnter und angebauter scheinen die Ufer des Flusses zu seyn, es drängt sich die ganze Bevölkerung nach demselben wie nach einer Landstraße hin, um von den Vorüberkommenden zu leben. Die meisten der rechts und links sich hinziehenden Dörfer sind wahre Basare, in welchen die Landleute ihre Früchte ausbreiten. Hier sieht man Ananas, Limonien, Pampelmusch, Bananen, kurz alle jene herrlichen Erzeugnisse eines fruchtbaren und kräftigen Bodens, auf dem nur der Mensch allein schwach und hinfällig erscheint. Andere Weiler werden wieder von Leuten bewohnt, die halb Ackerbauer, halb Schiffer sind; während der schönen Jahreszeit segeln sie auf dem Meerbusen von Balassore nach Tschittagong, von Pegu nach Madras; wenn das erste Gewölke den Passatwind und seine heftigen Brisen ankündigt, kehren sie heim, ziehen ihre abgetakelten Fahrzeuge, Briggs oder Schaluppen auf die Wiesen herauf, stellen sie symmetrisch wie Wagen neben einander auf und geben sie vier Monate lang den Raben preis, die in ihren Nistkörben nisten. Diese Gewohnheit, wie die Vögel während der schlechten Jahreszeit an denselben Ort zurückzukehren, war allen seefahrenden Völkern des Orients im Alterthum eigen, den Arabern, Persern, Birmanen, Hindus, Chinesen und Japanesen, und verhinderte alle Entdeckungsreisen, alle Fortschritte der Schifffahrt, mit deren hauptsächlichsten Elementen sie doch vertraut waren. Am Bord der Schaluppen, die den größeren Fahrzeugen folgen, leben die armen Bengalischen Ruderer eben so ordentlich, ja, man könnte fast sagen, mit eben solcher Disziplin wie die Mönche der wohlgeordneten Klöster. Um acht Uhr, nach den Abwaschungen, findet jeder Seemann auf seiner Bank neben dem Ruder blendend weißen Reis in einer kupfernen Schüssel angerichtet, die eben so geschauert ist, wie die Kanonen einer Korvette. Nach der Mahlzeit folgt eine zweite Abwaschung, dann kreist die Nargisch, und in die Unterhaltung während dieser Ruhezeit mischen sich nie brutale Reden und rohe Schimpfworte, wie sie im Munde der Europäischen Matrosen so häufig sind.

Unter dieser Resignation, die immer der äußere Charakter eines in Kasten eingetheilten Volkes seyn muß, verbirgt der Hindu einen thätigen, schmiegsamen und ganz besonders beharrlichen Geist: durch seine Geburt zu einem Stande bestimmt, den er weder verlassen will, noch kann, bemüht sich Jeder, aus dem Gewerbe, das er treibt, das beste Theil zu ziehen. Das schon vor seiner Ankunft durch den Telegraphen signalisirte Schiff wird augenblicklich der Zielpunkt von allerhand Leuten, die dadurch etwas zu gewinnen hoffen und demselben entgegenfahren. Vergebens verbietet man den Barken dieser geschäftigen Leute jede Annäherung; sie entfernen sich zwar, sind aber eben so schnell wieder da, und plötzlich fällt, man weiß nicht von wo, irgend ein höchst anständig gekleideter Banyan, mit weißem Musselin-Turban, aufrechtstehend auf das Verdeck, verbeugt sich vor dem Capitain, den er mit einem Blick herausgefunden hat, und bietet ihm seine Dienste an. Oft erhält er statt aller Antwort die Weisung, wieder in seine Barke zurückzuspringen; ohne zu murren, entfernt er sich zwar langsam und mit vielen Salams, aber er bleibt auf dem Schiffe, denn seine Barke ist weit fort, er weiß, daß man ihn nicht ins Wasser werfen wird, und er versteckt sich daher hinter eine Kanone oder unter einer Gruppe von Matrosen. Eine halbe Stunde vergeht, da erscheint ein zweites Fahrzeug, und auf seiner Kajüte stehen die Namen aller Schiffe derselben Nation geschrieben, die seine Dienste in Anspruch genommen haben; ein zweiter Banyan schleicht sich auf das Deck und flüstert dem Capitain, der ihn nicht einmal bemerkt hatte, ins Ohr: „Trant dem Anderen nicht, das ist ein großer Dieb; was mich betrifft, so könnt ihr sehen, daß ich Vertrauen verdiene, denn“ . . . und nun sagt er alle Namen her, die auf seiner Barke verzeichnet sind, eine ewig lange Litanei, die durch das Wiedererscheinen des verleumdeten Lieferanten unterbrochen wird, der seinen Nebenbuhler belauert hat und gerade zu rechter Zeit aus seinem Versteck hervorkommt, um ihm gehörig zu antworten. Gewöhnlich treiben es die Streitenden so weit, daß sie beide leer ausgehen, denn es erscheint nun vor dem Capitain ein dritter Lieferant mit einem von dem Consignateur ausgestellten Empfehlungsbrief, mit Blumen und Früchten verziert, den er, als ein kleines Bewillkommungs-geschenk von seiner Seite, nach orientalischer Art überreicht. Die beiden abgewiesenen Banyans haben unterdeß die Zeit benützt, um mit den Reisenden und dem Schiffsvolk besondere Unterhandlungen anzuknüpfen. Wenn der Anker am Duai ausgeworfen ist, entfernen sie sich durch die Basars und überlassen ihren Platz den Schneidern, den Barbieren, den Muskel-, Seiden- und Fächer-Händlern, die alle irgend eine Toilette in Stand zu setzen, ein Kinn zu rasiren oder einen unvorsichtigen Müßiggänger auszubeuten finden, und, Dank den unendlichen Unterabtheilungen aller Gewerbe, Jeder gewinnt so viel, um sich seine Handvoll Reis zu verschaffen, die zur Ernährung der mäßigen Bewohner dieser Gegend hinreicht.

Vor wir uns in das Gewühl der starkbevölkerten Hauptstadt mischen, wollen wir einen Blick auf die Umgebungen der Vorstädte werfen, die viel anziehender und heiterer als die Stadt selbst sind, vermöge der schönen Landhäuser, in welchen der reiche Europäer, umringt von Asiatischem Luxus, alle Behaglichkeiten des Lebens noch besser zu genießen versteht als der Nabob, den er vertrieben hat. Die ersten Strahlen der Sonne erleuchten elegante Pavillons, die auf Rasenplätzen einzeln liegen, weit entfernt von jenen großen prächtigen Bäumen, die durch die Frische ihres Laubwerks zu sehr die Mücken herbeiziehen würden. Der schlafköpfige Storch verläßt die hohen Dächer der Stadt, die Gipfel der Pagoden und läßt sich nieder in den Laubgängen dieser stillen Gärten, die er mit gemessenem Schritt durchwandert, seinen Morgenimbis im thaubefeuchteten Grase suchend. Der Mali (Gärtner) verbeugt sich nach allen vier Himmelsgegenden, steigt auf der breiten Treppe zum Ganges hinunter, um seine Abwaschungen zu verrichten, geht dann neben dem zutraulichen Storch von Bosket zu Bosket und pflückt Blumen, die er in Chinesischen Vasen auf der Tafel des Salons zur Ergötzlichkeit seines Herrn aufstellt. Die Fenster werden geöffnet, die frische Morgenluft streicht durch die geräumigen Zimmer, und die ganze nun erwachte Familie zerstreut sich eiligst im Freien, bevor die Sonne Jeden wieder zur Heimkehr zwingt. In der Kalesche fahren die immer ein wenig romantischen jungen Ladies nach gewählten Orten hin, die sie, zierlich in ihr Album eingezeichnet, eines Tages mit nach England nehmen werden; die schon satteltesten jungen Leute sprengen im schnellsten Trabe auf den Wegen einher, und der dreißährige Knabe wackelt, von seinem Bedienten und seiner Gouvernante unterstützt, auf seinem kleinen Birmanischen Pony in den Alleen auf und ab, ein glücklicher kleiner Prinz, den man wiegt und babet wie die Schahazadas (Söhne des Königs) in den Persischen Märchen. Wenn die Herrschaft das Weiße gesucht hat, öffnet sich noch eine verborgene Thür, aus welcher der Hundewärter herauskommt und an einem Bündel Strids eine bunte Meute spazieren führt, vom Bulldogg an, der muthig genug ist, um sich Nachts mit den Schakals zu messen, bis auf den Spitz, der das Haus von den Wisam-Ratten befreien muß. Schnell entschwinden diese Augenblicke der Ruhe, welche die Hitze und die Geschäfte dem Europäer vergönnen; der Herr der prächtigen Villa denkt hauptsächlich an den Augenblick, wo er nach seinem Nebel-Eiland wird zurückkehren können, denn man ist in Indien nicht zum Vergnügen oder aus Geschnack; gegen zehn Uhr begeben sich daher alle diese glücklichen Sterblichen an ihre Arbeit, erscheinen im Comtoir, im Rathe, auf dem Richterstuhle, im Cabinet des Statthalters, um die hundert Millionen Unterthanen zu regieren, die durch die Gewalt der Waffen ihrem Schutze anheimgefallen sind.

Der Ganges ist das herrschende Element der ganzen Gegend, ja des ganzen Theils von Indien, dessen Haupt-Lebensader er bildet; der Arm, an dem Kalkutta liegt, wird von den Europäern Hugly, von den Eingeborenen Bhaghiraty genannt und ist in den Augen dieser Letzteren besonders heilig. Ihren

Ueberlieferungen nach floß er einst im Himmel. Als der Ocean, so sagt die Mythologie, von dem frommen Agasti mit einem Zuge geleert war, kamen die zahlreichen Söhne des Königs Sagara (des Meeres) in den ausgedörrten Ebenen beim Suchen eines Pferdes um, das ihr Vater als unabhängiger Besitzer der ganzen Gegend frei umherlaufen ließ. Es war nämlich Gebrauch, nach der Eroberung eines Königreichs ein Pferd frei zu lassen, das überall umherstreifen konnte, ohne daß es Jemand einzufangen wagen durfte; als Sagara später zurückkehrte, ward dieses Pferd geopfert, und diese überaus feierliche Ceremonie hieß Azvameda, das Opfer des Pferdes. Ein Nachkomme Sagara's, Bhaghirata, fühlte Mitleid mit seinen armen, ohne Begräbniß in den Abgründen ruhenden Verwandten, und eine heilige Person gab ihm den Rath, auf den Berg Kailassa, eine der höchsten Spitzen der Himalayakette, zu steigen und den Gott Mahadeva anzusehen, daß er einen großen Fluß auf die Erde hinunterlasse, der den Ocean wieder füllen könne, und daß er selbst die Ganga bei ihrem Fall unterstütze, deren mächtiger Niedersturz die Erde hätte erschüttern können. Der Gott zeigte sich dem Flehen und den Bittungen des Königs geneigt, und es stürzte vom Himmel herab die Ganga, die Tochter der Berge, in breiten und stolzen Wellen daherrrollend; der Gott unterstützte den Fall des Flusses, des Gürtels der Himmel, und er fiel zur Erde hernieder wie ein Perlenreiß, der sich von der Stirn des Gottes losgelöst. Auf seinem in Krümmungen sich Bahn brechenden Laufe bis zum Ocean theilte er sich in drei Arme; seine Wasser rauschten in weißen Schaumfloden dahin, gleich Schaaren von Schwänen; bald stürzten sie vorwärts mit raschem Wellenschlage; dann wieder leicht mit durchsichtigem Schaume überzogen, rauschten sie, wie trunken vor Wonne, freudig dem Ocean zu, den sie von neuem anfüllten.

Für die Europäer ist der Ganges eine eben so geheiligte Quelle der unermeßlichsten Reichthümer; die Ganga, die Tochter der Berge, trägt auf ihren schäumenden Fluthen die Erzeugnisse des inneren Landes für sie in Schiffen herbei, die von ungefähr 30,000 Seeleuten gefährt und bevölkert werden; auch alle Waaren aus China, Arabien, Europa und Amerika langen auf diesem Flusse an. Nächst London und New-York bietet gewiß kein Hafen der Welt einen belebteren Anblick als der von Kalkutta, vorzüglich wenn nach den durch die Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen, wodurch die Kraft des Stromes sich verdoppelt, alle Schiffe von ihren Anker losgerissen und durch einander auf die sandigen Ufer geworfen werden, bei Rückkehr der schönen Jahreszeit die großen Arabischen Fahrzeuge, mit Salz und Kaffee beladene, zu Hunderten von Mokka, Maskat und Schedda anlangen. An diese Schiffe reihen sich andere an, die von einem feinen Nebel umgeben sind, der sich, je kräftiger die Sonne scheint, desto mehr davon ablöst; dies sind die Amerikaner aus Boston, die an einem eigens dazu bestimmten Orte die ungeheuren Eisblöcke anladen, welche sie auf den Seen und Flüssen von Vermont und Rhode-Island eingenommen haben.

Will man, angezogen von der heiteren Klarheit einer schönen Nacht, die köstlichen Stunden einer angenehmen Kühlung recht genießen, so verleihe man sie auf dem Ganges. Doch leider wird der Genuß auf eine sehr unangenehme Weise getrübt, denn sobald an den Fenstern der Stadt und der Vorstädte, auf allen Schiffen und Rähnen die Lichter erloschen sind, erheben sich an beiden Ufern des Stromes fremdartige Töne, die um so schrecklicher klingen, weil sie von einem konvulsivischen Lachen zur herzzerreisenden Klage übergehen. Bald entföhren sich diese Stimmen, wie das Bellen der Meute, die dem Wilde nachstürzt, bald erklingen sie aus einem Strauch am nahegelegenen Ufer so dicht bei der Barke, daß man unwillkürlich zusammenbebt. Dann ist wieder Alles still, bis ein einzelnes Gebelfer dieses Schweigen unterbricht, dem nun ein allgemeines Heulen aus allen vier Weltgegenden antwortet, welches allmählig wie zu einem einzigen Schrei in einander schmilzt. Dies sind die Schakals, die sich auf Raubzüge begeben, die sich zusammenrotten und einander rufen, um in kleinen Rudeln auf Jagd auszugehen. Schaarenweise ziehen sie dann über Straßen und Plätze, angelockt von dem Fleische, welches die Hindu-Dienstboten, ihrem Religionsgesetz getreu, nach der Mahlzeit ihrer Herrschaft auf die Misthaufen werfen, ohne davon zu kosten. Zur Zeit des hohen Wasserstandes besonders, wenn die Didsichte überschwemmt sind, machen die Schakals einen solchen Lärm, daß die Nächte durch ihr Geheul unerträglich werden. Sobald das Gitter des großen Platzes, der mit so herrlichen Bäumen bepflanzt ist und durch einen mit feineren Terrassen eingefassten Teich erfreicht wird, hinter dem letzten Spaziergänger sich geschlossen hat; sobald es auf den Straßen ein wenig still geworden, kann man sicher darauf rechnen, den Schakal zu vernehmen, der jetzt erwacht und die Orte, an denen sich eben noch die Volksmenge drängte, mit seinem Geheul erfüllt. Andere Schakals folgen dem Lauf des Stroms und warten beharrlich, bis die Welle einige Leichname, denen der Ganges zum Grab dient, auf den Uferschlamm wirft. Es ist zwar Gebrauch, die Leichen zu verbrennen, aber die Armen, die nicht so viel erschwingen können, als ein Scheiterhaufen kostet, übergeben ihre Todten dem heiligen Gewässer des Flusses, nachdem sie, als Symbol des vorgeschriebenen Brauchs, einen Strohwisch an dieselben befestigt haben. So wie ein Kranker seinem Ende nahe ist, tragen ihn seine Verwandten oder Freunde, in ein Leichentuch gewickelt, auf ihren Schultern an die Ufer des Ganges, waschen ihm den Mund mit dem Wasser, welches den Schmutz der Seele hinwegnimmt, und behüten ihn so lange gegen die Angriffe der Schakals, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht; dann werfen sie den zur Ewigkeit Hinübergehenden dem Meere entgegen, doch ehe der Leichnam in den Golf gelangen kann, ist er schon von jenen heißhungrigen Bierfüßlern verzehrt oder von den ungeheuren Krokodilen verschlungen, welche an der Mündung der Strom-Arme in den Sunderbands lauern. So hat jede große Stadt ihre düstere Seite.

Th. Pavie.

Frankreich.

Das Pariser Leih-Amt.

In Paris kennt Jeder das mächtige Gebäude in der Rue des Blancs-Manteaux, welches sich finster wie ein Gefängniß von den übrigen Häusern absondert. In dieses Gefängniß legt der Arme seine Kleider, seine Wäsche und was ihm sonst von seinen Besitzthümern in der Noth entbehrlich ist. Ueber der Thür weht ein dreifarbiges Lappen als trauriges Symbol; auf diesem stehen die Worte: „Hier verfehlt man alte Kleidungsstücke.“ Das Innere des Gebäudes entspricht dieser abstoßenden Außenseite. Hohe Fenster mit kleinen Scheiben, die fast immer geschlossen sind wie die Augen des Blinden, blicken düster aus den Wänden hervor. Gram und Kummer herrschen auf allen Gesichtern, denen man begegnet. Finstere Gänge verschlingen Männer und Frauen, die man langsam fortwandern hört, bis sie an einem der drei großen Tische still stehen, von denen der eine zum Verfehlen, der andere zur Zurückzahlung des Geldes, der dritte zum Wiederempfang der Pfänder bestimmt ist. Doch so wenig anlockend das Gebäude aussieht, so findet man doch stets sehr viele Besucher dort. Wie im Theater, muß man oft gewaltsam dem Jubrange der Angestammten wehren, welche gern so bald als möglich die Schränke und Kasten des Hauses voll sehen möchten. Ueber dem Haupt-Portal liest man: Mont-de-Piété. Dieser milde Name deutet auf den religiösen Ursprung der Leih-Aemter. Die christliche Liebe und die Bereitwilligkeit, das Unglück abzuwenden, ließ dieselben entstehen. Mont steht allgemein in der Bedeutung von Haufen und bezieht sich auf die Haufen Getraide und anderer Lebensmittel, welche man in diesen Häusern für die Bedürftigen aufschüttete. Nach dem Gebote des Evangeliums richtete man Leih-Aemter und Herbergen, die gewöhnlich Gotteshäuser hießen, für die Armen ein, denn wer einen Armen kleidet und speist, der hat es an Gott gethan. Vor Gründung dieser wohlthätigen Anstalten war die Menge in ganz Europa den Wucherern, den Lombarden und Juden preisgegeben. Diese pflegten im Mittelalter sich für Silber eben so viel Gold zurückzulegen zu lassen. Die Lombarden haben einem Theile von Paris, den sie durch ihre Raublust einst beinahe verwüsteten, den Namen gegeben; und gegen die Juden wurden bisweilen furchtbare Kriege, in denen Hunderte niedergemetzelt wurden, unternommen. Freilich mußten sie selbst das Recht des Wuchers, welches allein der ihnen überlassene Nahrungsweig war, theuer genug erkaufen. Einige der Päpste schlossen einen Bund mit ihnen, und gegen eine bedeutende Summe überließen sie ihnen das Privilegium des Wuchers. Dante, der große Richter seiner Zeit, setzt Nikolaus III. für ein Verbrechen der Art in die Hölle. Dieses Unwesen hatte seinen Gipfel erreicht, als ein Franziskaner, Namens Barnabas, durch seine Predigten eine unerwartete Hilfe herbeiführte. Er trat zu Perugia im funfzehnten Jahrhundert auf und sprach mit glühender Begeisterung gegen die überhand nehmenden Wucherer, welche das letzte Mark des Volkes ausaugten. Er schlug vor, eine Sammlung zu veranstalten und den Ertrag derselben zur Errichtung einer Bank, aus der die Armen leihen könnten, zu verwenden. Alles stimmte diesem edeln Vorschlage bei, und man häufte Geld, Getraide und Waaren aller Art zu den Füßen des menschenfreundlichen Sprechers auf; dies war der erste Mons pietatis. Mit diesen Summen und Borräthen richtete man ein Bureau ein, in dem man den Armen kleine Summen ohne Interessen borgte, doch zur Sicherheit der neugegründeten Anstalt ein entsprechendes Pfand zurückbehielt. Dies war das erste Leih-Amt.

Bald verbreiteten sich diese Einrichtungen, die dem Geiste des Christenthums, aus dem sie hervorgegangen, so angemessen waren, über ganz Italien. Frankreichs revolutionaire Schriftsteller und selbst Marat erkannten die bewundernswürdige Menschenfreundlichkeit der Italiänischen Leih-Aemter an: man forderte vom Armen daselbst keine Zinsen. Auch die Niederländer folgten Italien bald auf diesem Wege, doch Frankreich that es erst unter Ludwig XIV. Die Idee hatte sich schon unter Ludwig XIII. wahrscheinlich in Richelieu's Kopfe entwikkelt; doch es blieb dem Minister Rector vorbehalten, zwölf Jahre vor dem Ausbruch der Revolution ein Leihhaus in Paris zu errichten. Daß es gerade das Jahr 1777 war, ist nicht ohne Bedeutung, denn damals war es, als Jean Jacques Rousseau's Gleichheits-Ideen die Geister beschäftigten. Die Regierung hatte den Zweck, den ärmeren Volksklassen die Last der Zinsen abzunehmen, welche die Wucherer ganz nach Willkür ihnen auferlegten. Das Leih-Amt von 1777 war in einer Zeit der Unruhe und während einer finanziellen Krise entstanden. Die Kasse war bald erschöpft, und vergeblich bat die Direction, sie neu zu füllen; das Geld war damals sehr selten geworden. Mit geringen Resten des ursprünglichen Kapitals und mit dem, was nach und nach wieder zurückgezahlt wurde, stiftete das Pariser Leih-Amt jedoch im Kleinen immer noch manchen Vortheil. Während der Revolution konnte es sich nicht halten; und mehrere Jahre war nun, wie Herr Blaise in seiner interessanten Geschichte der Leih-Aemter schreibt, sein ganzes Verwaltungs-Personal in dem Portier vereinigt.

Bald trieben die Wucherer wieder ihr altes Unwesen, ja sie überboten die Künste ihrer Vorfahren so sehr, daß man die Zeiten derselben zurücksehnte. Da schlug Saint-Jean-d'Angely dem gesetzgebenden Körper in der Sitzung vom 27. Januar 1804 vor, das Leih-Amt wieder einzurichten. Er gab als Grund seines Antrags die Noth des Volkes und den Uebermuth der Pfandleiher an. Der Antrag wurde angenommen; man entwarf Statuten für das Leih-Amt, und der Kaiser schrieb die strengsten Maßregeln gegen die Wucherer vor, welche, aus Paris vertrieben, auf dem Lande die letzte Habe des Armen an sich zu reißen suchten.

Um die Benutzung des Leib-Amtes allen Bewohnern der Stadt gleich bequem zu machen, setzte man Commissionäre, welche mit dem Haupt-Amte in Verbindung standen, in die einzelnen Viertel derselben. Sie waren die Kanäle und Brunnenröhren, vermittelt deren das Geldwasser aus der Rue des Blancs-Manteaux die ganze Stadt befruchtete. Eine längliche Laterne vor dem Hause war fast das einzige Zeichen dieser halb geheimen Büreaus. Daß man dieselben möglichst verbarg, lag sowohl im Interesse des Staates als des Volkes. Die Armuth hat ihre Scham; sie sucht den Schatten und das Schweigen. Je mehr man diese Anstalten dem Auge der Menge entzog, desto stärker wurden sie benutzt. Zwar nahmen die Commissionäre selbst wieder eine nicht unbedeutende Vergütung in Anspruch, allein arme Witwen und Waisen zahlen lieber etwas mehr von dem Wenigen, was sie haben, als daß sie öffentlich vor dem spöttischen oder auch mitleidigen Lächeln fremder Gesichter erröthen.

Unter denen, welche zum Leib-Amte ihre Zuflucht nehmen, sind zwei Klassen zu unterscheiden; die Einen zwingt der Leichtsinns dazu, die Anderen die Armuth. Die Lumpen des Unglücks und die Diamanten der Thorheit liegen hier friedlich neben einander. Eine Frau aus der vornehmen Welt verpfändete regelmäßig im Monat ein bis zwei Mal einen Schmuck von hohem Werthe, um ihre Spielschulden zu decken. Damit ihr Mann dies nicht bemerkte, hatte sie sich einen vollkommen ähnlichen Schmuck von falschen Steinen machen lassen, den sie während dessen trug. Vorzüglich aber die Frauen, über deren Ruf die feine Sitte schweigt, spielen in dem Leib-Amte eine Hauptrolle. Sie bekennen selbst ihr genaues Verhältniß zu demselben, indem sie es mit dem traulichen Namen der „Tante“ bezeichnen. Nächst ihnen fühlen die Grisetten, die ihrem Rufe nach eine nicht unbedeutende Stufe höher stehen, sich besonders häufig zu den Commissionären des Leib-Amtes hingezogen. Eine von ihnen pflegte ihr Schicksal so lange in Gottes Hand zu legen, bis ihre sämmtlichen Besitztümer sich auf dem Leib-Amte befanden, dann suchte sie einen neuen irdischen Freund, der ihren Schmuck und ihre Kleider wieder flott machen mußte.

(Schluß folgt.)

England.

Religiöse Verwahrlosung der arbeitenden Volksklassen.

Carlyle, der originelle Schriftsteller, aus dessen neuestem Werke wir in Nr. 79 des Magazins eine Probe mitgetheilt, sagt über die Bevölkerung der Armuth in seinem Vaterlande: „Die stimmfähigen Klassen reden und streiten jede für sich, aber die große Klasse der Armen ist stumm und unterirdisch wie ein Titan, der, wenn er sich beklagt über seine Leiden, ein Erdbeben verursacht. Es war ein Schmerzensschrei, eine Zuckung dieses kranken Riesen, wodurch früher England in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Die Revolutionen, welche die großen Fabrikstädte verheerten, sind unterdrückt, aber die Grundursachen dazu bestehen noch fortwährend; die Aufregung hat sich gelegt, aber das Fieber arbeitet innerlich und heimlich fort in dem Riesen-Körper. Der Krater des Vulkans ist nicht mehr offen, aber das unterirdische Feuer murrst noch und verräth sich von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche von Flammen und Rauch.“ Die prophetische Lehre des letzten Jahres ist noch nicht vergessen; alle Politiker Englands begreifen jetzt, daß die große Thatfache, welche die Tagesgeschichte beherrscht, in dieser Erscheinung oder vielmehr in dieser Sphäre der unteren Volksklasse liegt, einer fast neuen Generation, die täglich wächst durch die übermäßige Entwicklung der Industrie, die keine hergebrachte Sitte, keine Erinnerungen, keinen väterlichen Heerd, keinen Glauben und keine Gesetze kennt. Deshalb richtet die Gesetzgebung sich jetzt auch beharrlich und eifrig auf diesen Punkt. Im Parlament hat der Bericht über das Elend der arbeitenden Klassen einen anhaltenden Widerhall gefunden, und nachdem die materiellen Bedürfnisse untersucht sind, hat man auch die moralischen Wundmale der Nation aufgedeckt. England hat mit Schrecken gesehen, daß von den Millionen von Kindern, die am Heerde der Industrie aufwachsen, die Mehrzahl von Gott nichts weiter hat, als das Brod. Schon vor vier Jahren bewies ein Minister dem Parlament, daß es allein in vier Städten mehr als 80,000 Kinder gebe, die weder Unterricht noch Erziehung genossen. Man hat diese furchtbare Generation sorglos aufwachsen lassen; jetzt sind die Städte damit angefüllt, und es bedurfte zum Beweise ihres gefährlichen Daseyns einer Explosion, deren Echo noch widerhallt, um das Gesetz ernstlich mit Beseitigung dieser drohenden Gefahr zu beschäftigen. Die Listen der Verbrecher in Manchester, Birmingham, Leeds geben die entseßlichsten Resultate. In Manchester wurden im Jahre 1841 eingekerkert: 13,345 Individuen, von denen 745 Frauen und 3069 Individuen unter zwanzig Jahren waren. Kinder von sieben und acht Jahren und eine Anzahl von vierzehn Jahren befinden sich auf den Verbrecher-Listen.

Die gränzenlose Unwissenheit der Jugend ist natürlich die Hauptursache dieser Verderbtheit. Man hörte bei den vorgenommenen Prüfungen antworten, daß Pontius Pilatus und Goliath Apostel seyen. Andere hatten niemals den Namen Jesu Christi gehört, eben so wenig von der Königin Victoria, von Bonaparte, von Wellington; sie kannten nur die Namen der in Romanen vorkommenden berühmten Banditen, wie Dick Turpin und Jack Sheppard. Wieder andere antworteten, Jesus Christus sey ein Schärer und Gott habe Adam und Eva auf die Erde geschickt, um uns zu erlösen, auch daß sie nie-

mals von Gott reden gehört hätten, außer God damn und daß sie weder von Frankreich, noch Schottland oder Irland etwas wüßten.

Den Methodisten gebührt das Verdienst, durch ihre mit so vielem Eifer errichteten Sonntagsschulen zuerst wesentlich zur Besserung und Erziehung der verwahrlosten Jugend beigetragen zu haben; es giebt in England jetzt beinahe 1700 Sonntagsschulen. Männer, Frauen und junge Leute widmen sich unentgeltlich dem Religions-Unterricht der Armen. Die Anglikanische Kirche, obwohl eifersüchtig auf diese Erfolge, erkennt sie doch an und bestrebt sich jetzt, ähnliche zu bewirken.

Mannigfaltiges.

— **Espartero und die Spanischen Zustände.** Der Krieg, der gegenwärtig in Spanien geführt wird, ist manchem Deutschen Zeitungsleser ein Räthsel. Was hat Espartero verbrochen und was wollen eigentlich seine Gegner? Beide Parteien schwören auf die Constitution von 1837 und tragen das Bildniß der Königin Isabella auf ihren Bannern, und dennoch bekämpfen sich beide auf Leben und Tod, und zwar im Namen des Vaterlandes. Ja, im Namen des Vaterlandes! Das ist es eben, was wir mit manchem Deutschen Zeitungsleser bezweifeln, wenn wir auf die Männer blicken, die dort einander im Felde gegenüberstehen. Uns ist dabei immer, als beobachteten wir eine Schachpartie, die, wie es heutzutage häufig geschieht, durch Korrespondenz gespielt wird — durch Korrespondenz aus England und aus Frankreich. Die Weißen und die Schwarzen — Christinos und Esparteristen — stehen einander gegenüber. Frankreich hat das Spiel begonnen; der Königin sind einstweilen ihre besten Offiziere, Narvaez, Concha, Pezuela, vorangezogen über die Pyrenäen, aber auch in Großbritannien, von wo aus die Schwarzen dirigirt werden, läßt man es, trotz der schwierigen Partie, die man zuhause bereits mit dem spielfundigen O'Connell zu ziehen hat, an Aufmerksamkeit und Eifer nicht fehlen. Ist doch auf dem Spanischen Schachbrett, je mehr Steine auf beiden Seiten fallen, um so mehr Terrain zu gewinnen und mit der Befestigung des eigenen Einflusses der des Gegners zu paralyfieren! Also Espartero, Seoane — Serrano, Narvaez, wie sehr sie auch sich und nur sich selbst im Sinne haben, sind doch bloß die Figuren, die Schachsteine der auswärtigen Korrespondenz-Spieler. So wenigstens erscheint es uns Deutschen, die wir ein persönliches Interesse in Spanien nicht haben und die wir daher dem Rechte und der Vernunft — gleichviel auf welcher Seite sie seyn mögen — den vollständigsten Sieg wünschen. Freilich mag es dem Rechte und der Vernunft schwer genug werden, sich da einen Sieg zu verschaffen, wo die Meutereien eines an Treue und unbedingten Gehorsam nicht gewöhnten Heeres bald hier und bald dort das Unrecht und die Unvernunft triumphiren machen. Wehe dem Lande, in dessen politischen Erörterungen das Heer selbständig eine Stimme abgeben darf! Es wird dadurch in einem beständigen Kreislauf innerer Bürgerkriege gehalten. Die Republiken Süd-Amerika's gewähren seit zwanzig Jahren ein solches beklagenswerthes Schauspiel, und auch Spanien scheint dem Beispiele seiner Töchter-Staaten folgen zu wollen. Allerdings ist die Schuld daran größtentheils dem Regenten beizumessen, der, zur Gewalt gelangt, nicht den Entschluß zu fassen vermochte, diejenigen, die ihm dazu verholphen: den weniger durch ihren Muth als durch ihren Hochmuth ausgezeichneten Ayacuchos und den vielen unnützen Regimentern, die sie kommandiren, die Entlassung zu ertheilen. Espartero ward im Feldlager erzogen; aus der Kaserne unmittelbar in einen königlichen Palast versetzt, um die höchste Würde des Landes zu bekleiden, hat er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, zu begreifen, daß nicht sowohl in den Waffen, als in den Gesetzen und Institutionen eines Landes heutzutage die Macht desselben liege. Darum ist ihm niemals darum zu thun gewesen, für das, was Spanien am meisten noth thut, für gute Finanz- und Administrations-Maßregeln, zu sorgen, sondern sein Hauptaugenmerk war, sich der Treue der Armee dadurch zu versichern, daß er mit vollen Händen Beförderungen, Titel und Pensionen vertheilte. Daher rühren denn auch die so vielfach vernommenen und häufig nur zu gerechten Klagen über den unglückseligen Einfluß, den die Ayacuchos auf die Regierung des Landes üben. Dieser Spottname, den sie aus Amerika mitgebracht, wo der Kern der auf ihre Tapferkeit und ihren alten Ruhm pochenden Spanischen Offiziere durch den General Sucre in der Schlacht bei Ayacucho (1823) so total geschlagen wurde, daß sie sich eiligst nach dem Mutterlande einschifften, hat sich auch hier seitdem stets bewährt. Das unterscheidende Merkmal der gedachten Offiziere, in Spanien wie in Amerika, bei den Royalisten wie bei den Insurgenten, besteht nämlich darin, daß sie nicht sowohl durch Thaten als durch Intriguen ihr Avancement zu fördern suchen. Wer ihnen am meisten bietet, der hat sie. Jrgend ein Oberst, der sein Glück machen will, geht im Regiment herum und verspricht allen Unteroffizieren Lieutenant-Patente, allen Lieutenants, Hauptleuten, Majoren etc. die Beförderung um einen Grad, wenn sie sich für den oder jenen Zweck pronunciren und er dadurch zum General gemacht werde. So entstanden in Süd-Amerika Hunderte von Militair-Revolutionen, und so entstehen auch heutzutage noch die „Pronunciamientos“ in Spanien. Keine Regierung aber ist so verderbenbringend für das Land, als eine auf so unsittlichen Grundlagen beruhende, und darum wird auch das unglückliche Spanien nicht eher Ruhe erlangen, als bis jene ehrgeizigen Intriganten vom Schauplatz verdrängt sind und die wahre Bürgerjugend wieder zu dem ihr gebührenden Einflusse gelangt ist.

J. L.